



# Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 1.

Sonntag, den 27. September 1914.

Erscheint jeden Sonntag.

## Freiwillige vor!

Kriegsflüge von der Eroberung von Lüttich.  
Von Fritz Egon Bauer.

.... In der Nacht, die dem Sturm auf Lüttich vorausging.

Der breite Geländegürtel, der die mächtigen Sperrforts umgibt, ist von einem merkwürdigen, feierlichen Leben erfüllt. Man sollte meinen, diese mit Feldern, Waldstreifen, Wiesenschlägen mäßig bedeckten, sonst gewöhnlich Hügel seien plötzlich durch Zaubersput in Bewegung geraten, wändernden von der Stelle und streben gemeinsam einem Ziele zu: dort, gegen das dreißigfache Angeheuer, das von Zeit zu Zeit seine glühenden Augen aufblitzen läßt und in der Sekunde darauf mit fürchterlichen, Wark und Stein erschütterndem Getöse gegen die näherkommenden Feinde jucht.

„Wenn die Kerle so fortfahren, ihre Granatäpfel zu verschmeißen, werden sie in einer guten Stunde die Schweißgeorie anstimmen“, meinte der Gefreite Kolbe und wuschte sich mit der Hand gleichmäßig über den rechten Uniformärmel, auf den eine unweit einschlagende Granate einen Schlammspritzer geworfen hatte.

„Armselige Bande!“ lachte der dicht neben dem Kameraden im Anschlag liegende Musketier Müller, „sollen sich das Vergnügen wieder geben lassen für ihre Schieberei. Aber was meint ihr, Kinder, wird der Entschuldigungsstanz noch diese Nacht losgehen? Unter langer Weisheit mummelte vorhin so was in seinen blöden Kämmerbart von wegen Generalattache.“

„Ob's der Himmel!“ leuchte Kolbe, „hier immer nur zu warten, bis einen die Kanallen mit Dred bemessen und gar nicht mal gehörig antworten zu können .... Teufel, ich fange an, nervenbös zu werden!“

Der brave Gefreite wollte seinem gepreßten Herzen noch weiter Luft machen, als ihm plötzlich eine schneidige Stimme in die Rede fiel. Oberleutnant Schröder, den sie im Regiment wegen seiner ansehnlichen Körpergröße den „langen Leinwand“ nannten, kam soeben vorbei, um seinen Leuten die Parole zum Sturm mitzuteilen.

„s geht also los, wirlich los!“ frohlockte Kolbe und rechte sich in die Höhe, als gelte es, schon im nächsten Augenblick gegen den Feind anzukommen.

„Nächst in Deckung bleiben!“, warnte der Offizier und gab dem Gefreiten einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter, „werden uns sonst noch vor der Zeit weggepußt!“

„Zu Befehl, herr Leinwand, vorher werde ich mir erlauben, auch noch ein Wörtchen mit der Bande zu reden, und zwar da drinnen!“ gab Kolbe zur Antwort und zeigte auf die unweit vor ihnen liegende grauschwarze Masse der Forts, aus der jetzt in immer kürzeren Zwischenräumen rötliche langzünge Blitze zuckten und ein Stahls- und Eisengepraßel ausging, daß es ringsum nur so pfiff und lobte. Zugleich begannen auch die deutschen Belagerungsbatterien aus ihren Geschützen schweren Kalibers die feindlichen Stellungen unter Feuer zu nehmen. Eine halbe Minute darauf, und der Geschützkampf war auf den ganzen Linie entbrannt. Bald schon konnte man die einzelnen Kanonenschiffe, das Mitrailleusengeschütz und das immer heftiger einschlagende Geschützfeuer nicht mehr voneinander unterscheiden. .... ein einziges obenüberdendes Donnern, Brüllen und Knattern erfüllte die wie in Regen gerissene Luft. Die schweren Sprenggranaten, welche wie feurige Leuchter über die Köpfe der Soldaten flogen, und wo sie auf den Boden trafen und sich einbohrten, ringsum Verderben und Tod verbreiteten, verursachten ein Säuen und Prasseln, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte.

„Man immer feste drauf!“ schrie Kolbe dem neben ihm im Schützengraben liegenden Kameraden zu, „wenn bloß dieses dämliche Wondlicht ein bißchen fröhlicher scheinen wollte; man sieht ja die Fratzen vor uns immer undeutlicher .... verö .... Bande!“

„Ich seh' überhaupt ....“, gab Müller zurück mit einer Stimme, die wie heiseres Getöse klang; doch ehe er seinen Satz vollenden konnte, entfuhr ihm ein Schmerzensschrei. Ein verirrter Granatplitter hatte ihn an der Wange getroffen, und das frische Blut floß in roter Welle auf die graue Uniform herunter.

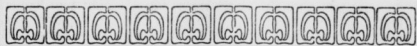
„Stimmliches Kanonenrohr!“ suchte Kolbe, „du hast schon eins weg, komm' schnell her!“ Er warf sein Gewehr zur Seite, um dem Kameraden zu helfen, sich einen Notverband anzulegen. Aber kaum hatte er das Verbandzeug in Händen, als wie auf Zauberspruch ringsum die Belagerungsgeschütze schwiegen. Eine unheimliche, gepfeifene Stille legte sich für einen Augenblick über das weite Gelände, wo Tausende und Abertausende von fieberhaft erregten Kämpfern mit gestäubtem Bajonett das entscheidende Signal erwarteten.

„Kamst du noch mit?“ fragte der Gefreite und half eifrig dem Kameraden, ein Tuch über die verletzte Wange zu binden.

„Das will ich meinen, Karl“, gab dieser lächelnd

zurück, „Denen werd' ich's heimzahlen! Wenn die sich etwa einbilden ...“

Die folgenden Worte wurden verjählungen von der wie ein stolzer Adirruß schmelzenden Sturmflut, der ein donnerndes „Hurra! Hurra! Vorwärts!“ aus Tausenden von Reihen antwortete. Jetzt kamen für jeden der wahnfinnig vorausstürmenden Kämpfer Minuten der fürchterlichsten An-



## Zwei Worte.

Und fragt ihr, wer der Sieger ist,  
Wer küßt die Schlacht geschlagen:  
Nicht Regiment noch Feldobrist  
Weiß euch ein Mund zu sagen.  
Ein einz'ger Name wird genannt —  
Wer hat die Feinde überrannt?  
Das Vaterland!

Und fragt ihr, wo der Gatte fiel,  
Wo eure Brüder bluten,  
Der Sohn auf krummerpfad'nem Kiel  
Schwand in den Meeresfluten:  
Die eine Antwort alle eint:  
Wenn heut' nicht mehr die Sonne scheint,  
Er blieb — vorm Feind!

Generalbefehl: Schweigt und vertraut!  
Hei, war das nötig heute?  
Die Jagd ist auf! Ein Hauch, ein Laut,  
Und los ist rings die Meute,  
Woll'n wir des Feindes Treiber sein?  
Die Lippen fest, das Herz zu Stein!  
Schmerz, bist du klein!

O Muttersprache, stärke fand  
Ich nie dein Herblut pochen.  
Zwei Worte — Feind und Vaterland —  
Und alles ist gesprochen.  
Stumm ringt das Volk auf blut'ger Flur.  
Fort mit der letzten Tränenspur!  
Zwei Worte nur!

Rudolf Herzog.



spannung. Wer hätte zu legen gewußt, wieviel die Entfernung bis zu den feindlichen Stellungen betrug. ... man war plötzlich mitten drin im Gewühl. Manu gegen Mann, mit den Bajonett und dem Kolben, dem Säbel und dem Revolver, mit den Säulen und Sägen, ein Ringen und Würgen, Fischen und Zähnelnischen, Getöse und Stöhnen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte.

Durch einen Zufall waren der Gefreite und Musketier Müller Seite an Seite geblieben. In diesem Moment galt es, einen aufs härteste bewehrten Verhauf zu nehmen, hinter dessen Schutz die Belgier wie besessen auf die Angreifer feuerten und mit Handgranaten warfen. Ein Vorstoß nach dem anderen wurde verjagt .... vergebens! Egon lagen tote und Ver-

wundete zu ganzen Haufen herum. „Wir müssen durch, koste es, was es wolle!“ (nirgends der Glanzlichter zwischen dem Föhnen, der unweit, wo sich Kolbe und Müller befanden, die Angriffsbewegung leitete.

In der Tat: die Situation begann bedenklich zu werden. Anstatt vorwärts zu kommen, hatten die deutschen Truppen in den letzten Minuten mehr und mehr zurückweichen und den Gegnern ein erhebliches Stück des Geländes überlassen müssen; noch einige dreißig Meter Terrain; und der ganze, unter so schweren Opfern ausgeführte Vorstoß war gescheitert. In diesem trübsamen Augenblick kam es über den Gefreiten Kolbe wie eine plötzliche Erleuchtung. Zu der Hügelkette sich durchschlagen, wo der Generalführer, von einer Gruppe Ordnungszüglere umgeben, Stellung genommen hatte und sich mit liegenden Worten an ihn wenden, war das Werk weniger Sekunden.

„Ergelens, ich bitte nochmals dringend darum, einen Zug Freiwillige gegen den Verhauf führen zu dürfen. ... wir kommen durch, unter allen Umständen!“ Der alte Herr kniff die schmalen, blutleeren Lippen einen Moment noch fester zusammen und blickte dem süßen Sprecher in die stahlblauen, fürchtlos schauenden Augen. „Sie wollen's versuchen? Bravo, Gefreiter, führen Sie die Truppe als verantwortlicher Offizier!“

Dem wackeren Kolbe flimmerte es vor den Augen, als er den ehrenvollen Befehl vernahm, der ihm die Wägen auf Leben und Tod übertrag. Wie ein Raubvogel klang seine mächtige feste Stimme übers Schlachtfeld: „Freiwillige vor, Freiwillige vor!“

Von allen Seiten kam ein begeisterter Echo zurück, und in kurzer Zeit hatten sich zahlreiche Berpänge unter dem Kommando des neuernannten Führers beieinandergefunten. Einen Augenblick der Sammlung; dann ging's, die Pioniere voran, auf die befestigte Schanze los. Ein wütendes Geschützfeuer empfing die Stürmenden .... vergeblich, die Tapferen mankten nicht; Granatenhagel schichtete in fürchterlichem Aufspräumen ihre Reihen .... vergeblich, in die Rücken der Gefallenen sprangen unaufhörlich die noch unerschrocken gebliebenen Kameraden; Bajonett und Kolben taten gräßliche Arbeit, denn die kämpfenden Belgier wußten nur zu gut, was gegenüber dieser zum Auffliegen gebracht. Gleichzeitig nahm eine entsetzt lachende feindliche Batterie den Verhauf unter ein mörderisches Mitrailleusefeuer. Aber auch die Hüte war nahe. Das Mitrailleusegeschütz dauerte nur einen Moment, dann brach es prompt aufgeföhrene deutsche Batterie, deren Granatgeschütze direkt auf die feindlichen Gelände herunterregneten, die Angreifer zum Schweigen. Als sich Kolbe, der aus mehreren, zum Glück nur leichten Wunden blutete, in diesem Augenblicke zurückwachte, bot sich ihm ein Anblick dar, der sein Herz in Jubel höher schlugen ließ: den Fuß des Hügels herauf kam in donnerndem Aufsturm eine starke Kavalleriegruppe angeprangt. „Hurra, Kameraden, Hurra! Hurra!“ schrie der Gefreite dem um ihn kämpfenden zu .... dann stürzte er sich von neuem ins dämliche Getöse.

Der tiefe Morgenstimm, der eine Stunde darauf die Nacht mit seinem gelblichgelben Licht überzog, zeigte den dümmlichsten des Ganztageserlebens ein erschütterndes Bild großer Verwüstung. Nach Duzenden mußte man überall tote und Verwundete auflesen; u. a. lag er über einem harten starr verflämmerter Boden ein Schwermereubender, dem eine Kanonenkugel das rechte Bein weggerissen hatte. Man erkannte in ihm den Gefreiten Karl Kolbe, der beim Sturm auf den Verhauf die Freiwilligen angeführt hatte. Der Verwundete war schon nicht mehr transportfähig. Als die Akerie ihn an Ort und Stelle operierten, hauchte er unter ihren hilfsbereiten Händen trotz aller angewandten Sorgfalt sein Leben aus. Seine letzten Worte seien hier zum ewigen Gedächtnis dafür aufbewahrt, wie deutsche Jüngern im Feldzuge 1914 zu fügen und zu sterben verstanden. Sie lauteten: „Ist Lüttich genommen? ... Gott .... Tant .... es lebe der Kaiser!“

## Krieg und Kunst.

Von Martin Feuchtwanger.

Von der Umwertung aller Werte wird jetzt so viel gesprochen. Wie die geistigen Werte umgewertet werden, darüber ist man sich noch nicht recht klar. Daß aber gerade in geistiger Beziehung die Umwälzungen, die der Krieg schafft, besonders groß sind, das fühlen wir alle. In vielen Feldpostbriefen finden wir die Bitte um Entschuldigung wegen des Stills. „Man kann sich jetzt nicht ordentlich lassen“, heißt es, „die Aufregungen, die körperlichen Strapazen, die Gedanken, die sich um den Krieg und wieder um den Krieg drehen, machen mich in Nieder-schreiben von Eindrücken schwerfällig.“ Nach der Schreiber recht be' weis' nicht nur jeder, der im Feld steht, auch die Zurück-

gebliebenen vermögen nicht die Ruhe und Sicherheit aufzubringen, die sonst ihre Arbeit frönt. Zum Teil gehen wir unserer gewöhnlichen Beschäftigung nach, sitzen im Theater, machen Spaziergänge, unterhalten uns; unsere Gedanken aber gehören dem Krieg, den Vorgängen auf den Schlachtfeldern, den Kämpfen zur See, den Überlegungen, die wir jetzt täglich auf der Straße im Gespräch, im Bekleidetatter wahrnehmen. Heute gibt es nur eines, und das ist der Krieg. Es ist gar nicht notwendig, die Beschäftigten und die Zurückgebliebenen die Größe der Zeit zu machen. So wichtig und so gewaltig hat sie sich in unser Leben hineingeschoben, daß alles

überige zum Puppenpiel, zur belanglosen Kleinigkeit wird. Unbestreitbar regt es sich in der Seele der Widerspruchs-geliebter und sie haben sich die Frage vergeleht: Ist es denn auch wahr, daß jeder einzelne von diesem Krieg so sehr unflämert wird? Ist es denn auch wahr, daß alle Interessen verflämert vor dem Wogen des unerschöpflichen Wastes? Fast zwei Monate dauert der Krieg, die Fragen sind längst beantwortet. Selbst wenn die ersten Antworten dahingegangen sein sollte, daß neben dem Krieg die Kriegshintergründe noch immer die volle Sittensberechtigung hätten, hat die Frage das Gegenteil bewiesen. Heute gibt es keine Feindschaft mehr, die „mörderisch“

wel mir alle das gemwungen werden; wir machen mit, weil wir nicht anders können, weil uns das Herz, der Sinn, die Gedanken zum Mißfallen und zum Widerleiden zwingen. Und wie der Schmerz manchmal schön ist, so wird der Ehrliche und der Eingebende merken, daß dieser leibliche Zwang etwas bewundernd Schönes an sich hat.

Die Befreiungskriege, der 70er Krieg, alle großen Kämpfe haben ganz gemalige Folgen auf das geistige und auf das wirtschaftliche Leben der beteiligten Völker, namentlich der Sieger, ausgeübt. Und heute schon spürt es jeder einzelne an sich selbst, daß wir nach dem Krieg 1914 nicht nur unser schönstes Ziel, den langen langen Frieden erreichen, sondern auch ein wunderbares Verlangen des gesamten Kulturlebens. Und dabei wird auch die Kunst nicht zu kurz kommen. Heute liegt sie brach, alle Aufsehung dagegen ist vergeblich. Der Schriftsteller, der nicht mit hinaus ins Feld ziehen durfte, schreibt, die Theater spielen, der Komponist verfaßt seine Lieder, der Maler malt, aber alle sie leben, daß ihr Vermögen, nicht müßig zu sein, während unsere braven Krieger draußen in fremden Ländern Heldentaten vollbringen, umsonst ist. Die Erfahrung lehrt, daß immer eine gewisse Zeit vergeht, bis der Künstler ein großes Erlebnis künstlerisch gefaßt kann. Und es ist ihm dazu treibt, es künstlerisch zu gestalten. Der Künstler steht heute mitten im großen Erleben; für die meisten ist die höchste Zeit das bedeutendste Erlebnis über sich zu bringen. Der Künstler hat den Anspruch, ist jetzt schon da. Die Form und der Höhepunkt der Konzeption werden folgen. Schafft der Künstler heute an einem Werk, das auch in seinen inneren Fundamenten unabhängig ist von der Kriegszeit, dann wird er sehen müssen, daß Meißel und Feder während der Arbeit schlapp werden, daß dem Wert die Seele fehlt, daß die Farben nicht leuchten und die Töne sich nicht zur Harmonie finden. Die meisten haben es darum ausgegeben und eine Unproduktivität hat eingeleitet, die uns erdrückend müde macht, die wir nicht, daß sie abgelöst wird von einer Zeit vollender Blüte. Wir brauchen uns über die jetzige Unfruchtbarkeit nicht zu grämen. Wie die Wissenschaft, die Industrie und die Technik ihre Weiterentwicklung nicht während einer großen Zeit schaffen, sondern unmittelbar hernach, so geht es auch der Kunst. Während des Friedens, als die Möglichkeit eines aufkommenden Krieges uns fast lächerlich dünnte, ist uns mancher psychologische Roman ein Meisterwerk erschienen. Heute können wir uns nicht konzentrieren, ihn zu lesen. Er schal und belanglos kommt er uns vor. Für heute ist es auch schal und belanglos. So wenig wie wir ihn lesen können, ebensowenig kann ihn der Künstler heute schaffen. Daß wir ihn vor dem Krieg für groß und schwerwiegend hielten, daß wir uns an ihm bewußten, daß er uns in tiefer Seelen ergriff, das braucht uns nicht traurig zu stimmen. Unser Herz hat uns damals keine Trugbilder vorgegaukelt. Das friedliche Kunstwerk, das die Waffen und die Seelkraft und die Festungsgelüste nicht kennt, wird uns auch später wieder erheben. Der Krieg, die wunderbare Entzweiung der ganzen Nation, die Heidenhaftigkeit aller Völker, ist ja die Kultur nicht, sondern heil und verheißt sie. Wir kämpfen um den Frieden, wir kämpfen dafür, daß wir unsere Kultur friedlich und stark, sicher und bewußt haben können. Der Krieg aber — das sehen wir jetzt schon — wird nicht nur unsere alte Kultur beleben, er wird alles befeitigen, was moralisch und faul bei uns vor. Die Degeneration muß schwinden. Was schwächlich war und trübselig, das wird ausgelöscht oder es gebunden. Was lange Zeit zur Bequemlichkeit hinneigte und zu faulen begann, das wird gefunden im allgemeinen Aufschwung, in der lebendigen Begeisterung, die — kann es etwas Großeres geben? — die Parteien einigt, die uns zu einem Volk macht, die einen e in e glauben, eine Treue, eine Ziel führt. Die patriotische Dichtung war mit Hyphen verquickt, das Schlachtenbild vor riesiger Rolle, und heute schon? Der Künstler hat heute unser Vaterland so warm und innerlich wie der Dichter, und seine Künstlerfeste wird ihm die Erhebung, die Einigkeit, die Brüderlichkeit, das Heludentum, die Selbstlosigkeit schauen durfte, zu den besten Werten anzuwenden. Nein, wir brauchen nicht zu trauern, daß die Kunst jetzt in tiefem Schlaf liegt und daß das Künstlerfium klein und unscheinbar wurde, während die Waffen zu reden begannen. Treuen wir uns vielmehr auf die kommende Blüte und bilden wir vertrauensvoll auf die Zukunft der Kunst!

Der unser Deutschland wirklich lieb hat — und wer könnte das heute nicht mit voller Ueberzeugung und mit ganzem Herzen sagen? — der hilft mit dazu beitragen, daß die Wirklichkeit im Lande nicht fide. Denn die schönsten Heldentaten unserer Brüder im Felde sind umsonst vollbracht, wenn das Land in unsicheren nicht aufrechtsteht bleibt. Aus diesem Grunde hat

Hermann Bohr seinen schönen „Aufruf zur Verewendung“ erlassen, aus diesem Grunde ist es notwendig, daß wir uns nicht mehr einschränken, als unbedingt notwendig ist. Aus diesem Grunde ist es auch notwendig, daß wir während des Krieges die Kunst nicht ganz vergessen. Wir dürfen die Freude am Theater nicht ganz verlieren, wir müssen unsere Brüder, unsere alten Freunde, ab und zu wieder herholen. Wir müssen in das Schöne in Einleitung zu bringen liden mit der großen Zeit. Und haben wir den guten Willen, dann geht es auch.

### Madeleine, die Deutsche.

Kriegsnovelle von Georg Müller-Helm (Dresden). (Nachdruck verboten.)

Nach dem französischen Dorfe Arracourt nördlich Lunewille, unweit des Warne-Rhein-Kanals, war soeben die Kunde von der Mobilmachung gebrungen. In der Stellmacherei beim Meister Fräher sprach man den ganzen Tag nichts weiter als vom Krieg mit dem verhassten Deutschland. Die Nachbarn waren gekommen, um Abschied vom Meister zu nehmen; denn der mußte am nächsten Tage beim Regiment in Lunewille ein-treffen.

„Jetzt holen wir uns Lothringer zurück und in zwei Wochen sind wir am Rhein!“ rief der Meister und legte seiner Frau die Hand auf die Schulter. „Und du, Marie, gehst zu den Eltern nach Nancy.“

„Und die Madeleine soll ich mitnehmen?“  
„Ja, so, die Madeleine.“  
„Sagst nur das Madelchen hier?“

„Ich will aber nicht herbeileben, ich will nicht zum Maire. Nach Saarburg mücht ich!“ Von der Ecke der Werkstatt her, wo das blonde, zwanzigjährige Madel die Späne zusammengeteibt hatte, war die Stimme erlungen.

„Neb“, wenn du geragt wirst!“ rief ihr die Meistersfrau barsch zu. „Das beste war's schon, wenn wir sie wieder vom Gasse hätten. Sie hält's ohnehin mit denen über der Grenze.“

„Aber wie soll sie denn jetzt hindurchkommen?“  
„Ein trauriger Zug kam in das Mädchenauge, das die deutsche Abmachung nicht veruegte. An den blauen Augen bligte es; ach, wenn sie doch weit weg wäre von dem Gefindel. Sie hätte sie alle. Vom ersten Tage an, wo sie — fünf Jahre waren es her — nach Arracourt gebragt worden war, weil sie Vater und Mutter verloren hatte. Der Vater, der von Saarburg, ihrem Wohnort, einen Frachttag ins französische gesteuert hatte, war mit der Mutter vor ihren Augen ertrunken, als der Kahn, plötzlich led geworden, sank. Sie hatte die Mannschaft des Schleppepampfers gerettet. Und dann war sie zur einzigen Verwandten ihres Vaters, zu seiner Stiefschwester, der Frau des Stellmachers Fräher nach Arracourt gekommen. Eine Verwandtschaft war es eigentlich gar nicht; denn ihr Großvater, ein Deutscher, hatte in zweiter Ehe eine Französin, die Mutter der Frau Fräher, geheiratet.“

Diese Liebe hatte man sie ausgesonnen; und noch nur danken, daß sie nichts Schlimmes zu leiden hatte. Aus Magdenichts geworden. Im Gegenteil; die französischen Kolonnen, jene, ihrem Taufnamen, hatte man hier Madeleine gemacht. Sie wollte aber nicht lo gerufen werden; sie hätte das französische, wenn sie es auch geläufig sprach. In ihrem Herzen war sie deutsch, wie Vater und Mutter. Schon einmal, vor zwei Jahren, als das ganze Dorf nach Lunewille gelaufen war, um den dort gelandeten „Seppeln“ zu sehen, war sie hinüber nach Lothringen geflohen; aber da hatte man sie zurückgeholt. Auch jetzt wollte man sie hier zurückhalten. Aber nun war ja Krieg! Jetzt sollte es ihr besser gelingen!

Zwei Wochen waren vergangen. Aus dem Marsch an den Rhein, wie ihn sich der Meister Fräher gedacht hatte, war nichts geworden. Im Gegenteil; die französischen Kolonnen, die durch Arracourt auf das deutsche Nanzg zu marschieren waren, stauteten wenige Tage darauf wieder rückwärts durch den Ort. Knapp hinter der deutschen Grenze war es zu einem heftigen Zusammenstoß mit bayerischen Truppen gekommen, die nun die Verfolgung aufgenommen hatten.

Magdelene, die tatsächlich in des Maire Dienste hatte treten müssen, da jede flucht durch die Postenlinie hindurch über die Grenze unmöglich gewesen war, lauichte mit gelipensweiser Aufmerksamkeit den kurzen Berichten der zurückstufenden Franzosen. Das ganze Dorf war in Aufregung. Die Angst

vor den „bayerischen Löwen“, wie die Franzosen ihre Gegner nannten, ließ fast alle an schleunige flucht denken. Nur der Maire und einige alte Leute blieben. Die anderen machten sich mit Hab und Gut, soweit es sich mitnehmen ließ, auf und davon. Am Madeleine hatte in der Aufregung niemand gedacht. Die war, nachdem sie mit angesehen hatte, wie einzelne Dorf-bewohner vom Maire mit Hünten ausgerüstet worden waren, in die selber gelaufen — der Grenze zu.

„Nicht lange — da tauchten vier Reiter vor ihr auf, jenseits einer kleinen Anmude. Sie sah, wie drei von ihnen die Karabiner in Anschlag brachten, während der vierte einen Selbsttöter an die Augen hob. Ihr Herz schlug rasch. Das waren deutsche Soldaten!“

„Halt! Arme hoch!“ scholl ein Ruf auf französisch zu ihr herüber.  
Sie gehörte und gab zur Antwort: „Ich bin ein deutsches Mädchen aus Saarburg und will wieder über die Grenze!“

„Das war ja deutsch! Die vier blüden sich verwundert an. Dann meinte einer: „Wenn das biß keine List der Front-türeure ist!“

Das Gewehr immer noch anschlagbereit, galoppierten sie heran. Wenige Minuten später war der Führer, ein Ober-leutnant, über alles unterrichtet. Auf seine Frage, ob er sie den Vorposten übergeben sollte, mit deren Hilfe sie wenigstens Dieze erreichen könnte, gab sie ihm zur Antwort:

„Ich möchte ihnen helfen. Ich erwartete niemand drüben. Ich kenne die ganze Gegend und ich weiß, daß die Leute im Walde bewasnet sind!“

Da schickte der Oberleutnant zwei seiner Leute mit Meldung zurück, teilte mit Madeleine Frühstück und Kasse, ließ den Unteroffizier das Mädchen zu sich in den Sattel heben und trabe zu den Vorposten.

Am Nachmittage rückten die Schwadronen in Arracourt ein, nachdem sie im Walde südlich des Ortes an die zwanzig Dorf-bewohner mit Gewehren aufgetrieben hatten. Trotz aller Vorsicht lagen zwei der maderen Reiter blutend im Felde, von heimtückischer Kugel getroffen.

Jetzt fand der Maire auf der Dorfstraße vorn Oberst des Regiments.

„Wer hat die Dorfbewohner bewasnet?“

„Ich kann es nicht sagen!“

„Aber ich kann es sagen!“ rief eine Frau Madensstimme.

„Ihr selbst habt ihnen die Waffen gegeben heute früh!“

Da saße der Maire nach keiner Laiche, rief einen Revoletor heraus und schoß, gerade noch, bevor der Säbel des Oberleutnants auf seinen Schädel niederlaufe, das Mädchen in die Brust.

Am Abend deselben Tages standen deutsche Reiter hauptsächlich um ein offenes Grab auf dem Friedhof von Arracourt. Da hatten sie die kleine Selbin verurteilt. Und sie gelobten sich im stillen, die beiden Waise, die das Mädchen liegend nach gesprochen hatte, zu erfüllen: Magdalene soll auf ihrem Grabtreuz stehen und deutsch soll die Erde werden, wo sie ruht!

### Preis-Rätsel.

#### Füllrätsel.

Die Buchstaben sind in die Reihen zu einzufüllen, daß in jeder Reihe 6 Buchstaben und zwei Zeilen 5 zu stehen und der fünftägige des ersten der Anangabude des zweiten Wortes ist. Die 9 Anfangs- und Endbuchstaben nennen jedoch den Namen eines deutschen Schiffes.

.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.

3 a, 5 e, 1 i, 1 k; 1 l, 3 m, 3 n, 2 o; 1 p, 5 r, 1 s, 1 t.

Deutung der 6 Wörter:

linke Reihe: 1 weibliches Vorname. 2 Künstler. 3 ehemaliges italienisches Bergbaum- rechte Reize. 4 männlicher Vorname. 5 Schiffsparisches Zahl 6 Schiffsart.

(In der Lösung kann sich jedermann beteiligen. Die Namen der Preisträger werden in der nächsten Nummer veröffentlicht.)

### Rosen.

Von Mag A r e i l.

Zwei bis drei Wochen zurück:

Kamren reiten aus der Stadt hinaus durch den dunkel-grünen Sommerpark. Einzelne goldene Sonnenringel glitzern im Geäst. Der Himmel lieht morgenhell über dem Strochensauschnitt.

Die Trompeten blasen den finnländischen Reitermarsch, markig, herb. Die Gänge tänzeln wie in der hohen Schule. Sie nicken mit den Köpfen. Rote Rosen sind ins Zaumzeug gesteckt und nicken mit. Die bunten jähnen an den Bansen flattern leicht im Frühhauch, flattern neben gelben Rosen. An tausend Pferdegängen und an tausend Mannenslangen blühen die Rosen.

Ein blutjunger Leutnant reitet beim ersten Zug. So, so reitet er: er ist ganz in Rosen eingekühlt; überm Sattelknau alles voller Rosen. Sein Rod ist eine Rosenfeste. Er muß die Zügel hochhalten, so, als hieße es, einen Graben nehmen. Er lächelt. Den Schwerden vorange geklemmt. Blütung und scheint zu schwärzen; im Namen des Hitters Blitzenzen . . . so, in der Frühe, weißen Tau und Tag, durch die Felder hinter dem heid rein.

Die schönen Frauen, die am Partrand stehen, in weißen Kleidern, morgenhell, winten und jubeln. Die Trompeter blasen das alte Lied, das so lustig anklingt und so traurig ounst.

Muß ich denn, muß ich denn zum Städte hinaus, und du, mein Schatz, bleibst hier . . .

Und blasen zur Stadt, zum Park hinaus in die Schlacht . . .

Später blasen sie vor Büttid den großen Abgang des Reges das ganze halt. Regensturm schlägt über die Stadt. In der Nacht schreibt der Rittmeister an die Mutter des Jungen:

„Reiter geht es gegen den Feind. Er fiel und lächelte. Wir haben ein kleines Buch bei ihm und Rosenblätter in dem Buch . . .“

Er war „die Reife von Liebe und Lob des Kornett Christoph Kille.“

Und dann einen angefangenen Brief: . . . Mutter, wie ich am Feld. Und morgen schlagen wir ihn, hüßen unsere Rohnen über . . .“

taunige Wälder auf den Feind zugeritten. Aber ich komme wieder und küsse deine lieben alten Köden. Ich bringe dir Rosen, Mutter, Rosen, die Arme voller Rosen — die Granaten sind durch die Stadt gefegt.

### Die Frauen und der Krieg.

Anders als sonst in Menschenföhen mag ich in den Köpfen der angehörschönen Frauen die Welt wenigstens so weit die Serrigkeit des Kriegesstaus in Betracht kommt. Das erhalt mit überzeugender Deutlichkeit aus einer Notiz, die der „New York Herald“ kürzlich unter dem Titel „Frauen und Krieg“ veröffentlichte. Man erieht daraus, wie ver-bienbet wir gewesen sind, den Frauen das Stimmrecht zu versagen, da nur sie imstande gewesen wären, die Kriege im allgemeinen und den derzeitigen europäischen Kriegs-zbrand im besondern, der dem brennenden „Ehrgeiz von zwei oder drei Fürsten Europas“ zuzuföhren ist, zu verhindern. Die Mittel, die die menschenfreundlichen ameri-kanischen Damen im Interesse der Abklärung und der Unter-drückung der Zukunftskriege in Vorschlag bringen, sind Legion und sollen auf dem Wege der Beratung in Verlam-mung gelegt und der praktischen Zweck dienlich gemacht werden. Die Könige brauchen sich nur alle ohne Ausnahme vertraglich zu verpflichten, nicht mehr zu den Waffen zu greifen, und der Krieg wird ganz von selbst aus der Welt verschwinden.“ Rief in einer dieser Frauenverammlungen einer der Philosophen im Unterrud. Das leuchtete dem Schwelzer so sehr ein, daß man unersächlich einen Aus-spruch wählte und mit der Weiterbearbeitung des genialen Gedankens, so da dem Kopfe des weiblichen Philosophen ent-sprungen war, betraute. Aber selbst der „New York Herald“ hat kein rechttes Vertrauen zu dem Ergebnis der Arbeit des weiblichen Ausschusses. „In Wahrheit ist der Krieg Männern und nicht Frauenangelegenheit“, bemerkt die Redaktion ernst und weise. „Der derzeitige Kampf ist eine reine Klassen-frage, aber kein Widertritt dmmäheriger Gegensätze. Der Abzang von Freiwilligen zu den Jähnen aller Länder be-weist dies mit unabweisbarer Klarheit. Der König, der heute geschlagen und mit dem Brandmal des Verulles der vaterländischen Unabhängigkeit behaftet aus dem Kriege heimkehrte, hätte, sagt das New Yorker Blatt, „das Recht

Frankreich, oder noch besser der Papst, ich würde keine kämpfenden Männer draußen und keine weinenden Frauen zu Hause haben wollen“, heißt es in einem alten Couplet „Der Krieg ladet den Schultern der Frauen die schwerste Bürde auf, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß sie das Verlangen äußern, bei der Ordnung der Staats-geschäfte zwischen den Völkern mitzuwirken.“ — Man muß sagen, daß die Weisheit des „Herald“ bei der ameri-kanischen Stimmrechtlerin wert und würdig ist.

Unsere Kleinsten! Die Kleinen der 7. Klasse der Mädchen-schule in D e r z b e r g an der Elber haben 5 Mark gesammelt und diese mit folgenden Zeilen dem roten Kreuz gesandt:

„Gute Soldaten!  
Wir kleinen Mädchen aus der 7. Klasse schicken Euch dieses Geld, damit Ihr alle wieder gesund werdet. Wir schicken Euch dieses, weil wir Euch sehr lieb haben. Breut Euch nun auch tüchtig darüber. Diesen Brief hat unsere Lehrer für uns geschrieben, weil wir erst beim „6“ und beim „6h“ in der Pfibel find. Aber wir haben gelost, was wir Euch schreiben wollten. Nun haben wir Euch genug erzählt.“

Gute kleinen Mädchen aus der 7. Klasse in Dersberg.“

Bitte um Entschädigung. Bald nach der Kriegserklärung überschritten die österreichischen Truppen die russische Grenze und bestelien eine Grenzort, wo sie mit arbeitsm Entschädigungen empfangen wurden. Hierbei erregte sich im Orte S i c e r o s t a u i c e ein heftiges Vorformium, über das die Roma Roma folgenden berichtet. Ein Bewohner eines der Grenzorte bedurfte der Legiti-mation des Bürgermeisters auf einem Schriftstück. Der Bürger-meister drückte auf das Dokument den ruffischen Gemeindefmel und letzte danach die naive Bemerkung. „Bitte um Entschädi-gung, daß der Stempel ruffisch ist, aber das bereits bestellte p o i - n i s c h e Gemeindefmel ist noch nicht fertiggestellt!“

Wenn es nicht wahr, gut erunden! Aus Kenians schreibt ein Leser den Stuttgarter Reuen Tagblatt: Ein hier verwundet liegender Enttaugter Landwehrmann erzählte mir folgendes: „Da ich hier an hiesiger Front, die Franzose, und hiesigen vor uns Schande sind, die u „Verlorenheit“. „Ich hätte gewollt, die Bayern seien am gefährlichsten“, warf ich ein. — „Freile, des out Aber i ja ein Ehre, wo wir in . . . einmarschirt sind, ich do alet am erste Haus vom Dörle anstehen. „Ist best.“ To also hend je doch ihm bißchen alern vor lauter Angst!“ — Was wohl der biedere Dorfbauer zu dieser Deutung seines Armeemittels (Coiffeur)